

Volker Kutscher

TRANSATLANTIK

Der neunte Rath-Roman



PIPER

Volker Kutscher

TRANSATLANTIK

Der neunte Rath-Roman



PIPER



Mehr über unsere Autorinnen, Autoren und Bücher:

www.piper.de/literatur

© Piper Verlag GmbH, München 2022

Covergestaltung: zero-media.net, München

Coverabbildung: XXXX

Konvertierung auf Grundlage eines CSS-Layouts von
digital publishing competence (München) mit abavo vlow
(Buchloe)

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben. Inhalte fremder Webseiten, auf die in diesem Buch (etwa durch Links) hingewiesen wird, macht sich der Verlag nicht zu eigen. Eine Haftung dafür übernimmt der Verlag nicht.

Inhalt

Inhaltsübersicht

Cover & Impressum

Zitat

Westpassage

–

Buch Eins

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

43

44

45

46

47

48

49

Intermezzo

–

Buch Zwei

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17

18

19

20

21

22

23

24

25

26

27

28

29

30

31

32

33

34

35

36

37

38

39

40

41

42

43

44

45

46

47

48

49

50

51

52

53

54

55

56

57

58

59

60

61

Ostpassage

—

Buchnavigation

1. [Inhaltsübersicht](#)
2. [Cover](#)
3. [Textanfang](#)
4. [Impressum](#)

D'ailleurs c'est toujours les autres qui meurent.

*Grabinschrift von Marcel Duchamp, Cimetière Monumental,
Rouen*

Westpassage

Schnelldampfer *Europa*

Position $41^{\circ} 44'$ N, $49^{\circ} 57'$ W

Kurs Westsüdwest

Zielhafen New York City

Dienstag, 25. August 1936

Dass sie sich auf hoher See befanden, war hier drinnen kaum zu spüren, der holzgetäfelte Salon hätte auch in einen gediegenen britischen Gentlemen's Club gepasst. Die Stirnseite schmückte ein Relief, irgendetwas Antikes, ein Ochsenkarren voller Weintrauben, angeführt von einem Flötenspieler im dünnen Hemdchen. Und auf dem Ochsen saß nicht etwa Europa, wie man es auf einem Schiff dieses Namens hätte erwarten sollen, sondern ein zweiter halbnackter Kerl, der blöde besoffen grinste. Marion Goldstein kannte sich nicht so aus mit griechischen Sagen, sie hatte keine Ahnung, wen oder was das darstellen sollte, aber dass das nicht Europa war und auch kein göttlicher Stier, das sah ein Blinder mit Krückstock.

Sie hielt ihre Zigarette nun schon eine ganze Weile in der Hand, doch niemand machte Anstalten, der ganz in schwarz gekleideten Dame Feuer zu geben, keiner der Stewards, die hier ebenso flink wie dezent durch die Tischreihen huschten, noch einer der distinguierten Herren, die in den weichen Lederpolstern saßen und rauchten. Niemand würdigte die blonde Witwe auch nur eines Blickes. Marion kannte das bereits: Der Rauchersalon der ersten Klasse war, auch wenn dies nirgends geschrieben stand, den Herren der Schöpfung vorbehalten.

Es war ihr nicht wichtig, dass ein Kavalier ihr eilfertig sein Feuerzeug unter die Nase hielt, doch sie genoss es, die Herren ein wenig schwitzen zu lassen, diese Feiglinge, die nicht wussten, ob sie ihrer guten Erziehung folgen sollten oder ihrem Dünkel. Abe hätte die Männer allesamt verachtet. Er hätte sich einen Scheiß um ungeschriebene Gesetze geschert oder darum, was die anderen denken mochten; er hätte sich zu der einsamen Dame gebeugt, hätte ihr sein Lächeln gezeigt und ihr Feuer gegeben. Mit genau jenem Feuerzeug, das seine Witwe nun aus der Handtasche holte.

Sie hatte es mit an Bord genommen, Abes Zippo. Seinen Glücksbringer, als solchen hatte er das solide Sturmfeuerzeug immer bezeichnet. In jener Nacht aber, in jener verhängnisvollen Nacht vor genau zwölf Tagen hatte er es, warum auch immer, im Hotel zurückgelassen.

Nach Abes Tod hatte sie sich geschworen, das Feuerzeug niemals mehr aus den Augen zu lassen. Des Nachts lag es neben ihrem Bett und verbreitete einen dünnen Benzindunst, den sie mit in ihre Träume nahm. Meist waren es schöne Träume, meist traf sie Abe dort, und ihr Herz lernte wieder fliegen. Schlimm war nur das Aufwachen jeden Morgen, wenn ihr langsam klarwurde, was das leere Bett neben ihr zu bedeuten hatte: dass er nicht da war. Nie wieder da sein würde.

Das Feuerzeug war ein kleiner Trost. Als sei es ein Teil von ihm, als sei er nicht ganz fort. Als sie es ihm geschenkt hatte, ein

Jahr, nachdem er sie aus Berlin mit in die Staaten genommen hatte, waren sie bereits verheiratet.

Sie hätten niemals zurückkehren dürfen, nicht für einen einzigen Tag, nicht für die dämliche Olympiade und nicht für die anderen Dinge, die Abe in Berlin plante. Denn eines stand fest: Abraham Goldstein würde noch leben, wären sie vor gut einem Monat, als die *Manhattan* nach Europa aufbrach, nicht an Bord gegangen.

Das Feuerzeug flammte auf, und die Glut fraß sich mit leisem Knistern in die Zigarette hinein. Marion nahm einen tiefen Zug und pustete den Rauch weit in den Raum hinein. Sie ließ die Klappe zurückschnappen, und ein metallisches Klacken zerschnitt die ledergepolsterte Stille. Einige Herren schrakten zusammen, andere vergaßen für einen Augenblick den unausgesprochenen Vorsatz, den weiblichen Eindringling zu ignorieren, und drehten sich um. Aber niemand sagte etwas. Vielleicht war die schwarze Trauerkleidung Grund für ihre Zurückhaltung, vielleicht hatte sich auch herumgesprochen, welchen Mann die blonde Witwe betrauerte. Fast war es, als säße Abe im leeren Sessel neben ihr und hielte jeden, der irgendetwas zu meckern hatte, auf Abstand.

Marion Goldstein wusste nicht viel von den Plänen, die ihren Mann nach Berlin getrieben hatten. Das meiste hatte sie erst erfahren, als sie am Abend seines Todes alles, auch die abgeschlossenen Schubladen in ihrer Suite im *Bristol*, leergeräumt hatte. Ein Unbekannter, einer von Abes Berliner

Kontakten, hatte sie angerufen und gewarnt, und sie hatte eiligst alles ausgeräumt und beiseitegeschafft. Als sie vom Lehrter Bahnhof zum Hotel zurückkehrte, hatten sie bereits damit begonnen, ihre Suite zu durchsuchen. Zwei Bullen in Zivil. Staatspolizei. Ihr Mann, der jüdische Kriminelle Abraham Goldstein, habe ein Attentat auf Reichsminister Hermann Göring geplant, so hatten sie erzählt, und Marion hatte es keine Sekunde geglaubt, die deutschen Sicherheitskräfte hätten den feigen Attentäter jedoch rechtzeitig gestellt und außer Gefecht gesetzt. *Außer Gefecht gesetzt*. Sie hatten ihn erschossen, diese Schweine!

Dass Abe kein Attentäter war, hatte Marion von Anfang an gewusst. Aus welchen Gründen er jedoch in Berlin gewesen war, hatten ihr erst die Dinge verraten, die er vor ihr verborgen gehalten und die sie vor der Polizei in Sicherheit gebracht hatte: Frachtpapiere, mit denen sie nicht viel anfangen konnte, eine Packung originalverpacktes Heroin mit dem Kreuz der Firma Bayer sowie eine Fahrkarte des Norddeutschen Lloyd für eine Atlantikpassage auf dem Schnelldampfer *Europa* von Bremerhaven nach New York am 21. August 1936, ausgestellt auf einen Doktor Werner Ferber aus Elberfeld im Rheinland.

Also hatte auch sie sich am 21. August auf der *Europa* eingeschifft. Zusammen mit Doktor Ferber, der, wie sich herausstellte, ein Chemiker der Eberfelder Bayer-Werke war, dem man wegen seines mosaischen Glaubens gekündigt hatte. Abe hatte dem jungen Doktor die Überfahrt in die Staaten

besorgt, damit er dort neu anfangen könnte. Sie und Doktor Ferber teilten sich keine Kabine, selbstverständlich nicht, gleichwohl verbrachten sie an Bord viel Zeit miteinander, so viel, dass dies den übrigen Passagieren der ersten Klasse ausreichend Gelegenheit zum Tuscheln und Naserümpfen bot.

Sie hatte nicht vor, mit dem jungen Chemiker anzubändeln, ihr ganzes Interesse galt dem Sinn und Zweck seiner Überfahrt. Doktor Ferber war in dieser Sache sehr offen, handelte es sich bei Marion Goldstein doch um die Witwe seines Auftraggebers. Er war so offen, dass sie ihm klarmachen musste, dass diese Offenheit ihr gegenüber zwar angebracht sein mochte, anderen gegenüber aber unter allen Umständen zu vermeiden war. Sie sicherte ihm zu, Abes Abmachung einzuhalten: Doktor Ferber werde das Labor bekommen, das Abe ihm versprochen habe.

Wie sie das anstellen sollte, wusste sie noch nicht. Sie würde Verbündete brauchen, die Frage war nur, wem sie trauen konnte. Wenn sie an die Menschen dachte, die sie in New York erwarteten, Sally Epstein, Doktor M. oder Jack Helferich, dann wurde ihr klar, dass ihr aus Abes Umfeld nur Menschen einfielen, denen sie *nicht* traute.

Ein kaum hörbares Raunen wanderte durch den Saal, ein Raunen, das unmöglich ihr gelten konnte, denn sie saß still und friedlich in ihrem Sessel und rauchte. Sie schaute auf. Eine weitere Frau hatte den Rauchersalon betreten. Die Amerikanerin mit dem straff zurückgekämmten Haar und dem strengen, beinahe Angst einflößenden Blick war ihr schon beim

Einschiffen in Bremerhaven aufgefallen, weil sie die Einzige in der ersten Klasse war, die ebenfalls schwarz trug.

Auch die amerikanische Witwe ließ sich regelmäßig mit einem Mann an ihrer Seite blicken, und bei den beiden war der Altersunterschied noch frappanter als bei Marion und Doktor Ferber. Nun aber war sie allein. Die Amerikanerin machte sich nichts aus dem Getuschel der Mitreisenden, und noch weniger schien sie das Geraune im Rauchersalon zu stören, im Gegenteil: Jeden ihrer Schritte, der sie weiter in diese Männerwelt hineintrug, kostete sie aus wie einen guten Schluck Cognac. Die Kombination aus schwarzem Abendkleid, hochhackigen Schuhen und kurzem Bolero war für eine Witwe schon fast zu elegant, der Hut hatte sogar einen kleinen schwarzen Schleier. Marion, die durchaus auf Kleidung achtete, war schmuckloser angezogen. Allerdings hatte sie auf die Auswahl des schwarzen Kleides bei Gerson auch nicht viel Zeit verwenden können, sie hatte Wichtigeres zu tun.

An Marions Tisch befanden sich nicht die einzigen freien Sitzgelegenheiten, doch an allen anderen Tischen wandten sich die Herren derart demonstrativ ab oder legten Taschen und Zeitungen auf die freien Sessel, dass der Neuen gar nichts anderes übrigblieb, als sich zu der einzigen anderen Frau im Rauchersalon zu setzen, wollte sie nicht auf dem Absatz wieder kehrtmachen. Doch die strenge Amerikanerin war keine Frau, die einfach so wieder umkehrte. Sie trat an Marions Tisch.

»Gestatten Sie, dass ick mir zu Ihnen setze?«

»Oh, Sie sprechen Deutsch! Ich hatte gedacht, Sie seien Amerikanerin!«

»Das bin ick auch.« Die Witwe streckte ihre schwarzbehandschuhte Hand aus. »Morgan. Olympia Morgan. Chicago, Illinois.«

Marion ergriff die dargebotene Hand. »Pleased to meet you«, sagte sie. »Goldstein. Marion Goldstein. From Brooklyn, New York. Nehmen Sie doch Platz.«

»Oh, Sie sind Amerikanerin«, sagte Misses Morgan und setzte sich. »Ick dachte, Sie sind Deutsche!«

»Auf eine gewisse Weise bin ich beides.« Marion drückte ihre Zigarette aus. »Aber auf Deutschland bin ich derzeit nicht gut zu sprechen. Dort habe ich meinen Mann verloren.«

»Oh, Sie Ärmste! My deepest condolences.« Die Witwe Morgan seufzte. »Dann haben wir beide dasselbe Schicksal! Ick habe mein Walter ebenfalls in Deutschland verloren. While he was at the Olympics. Heart Attack.«

»Oh, that's sad. I'm sorry for your loss.«

Marion beließ es bei dieser kurz angebundenen Beileidsbekundung. Sie wollte nicht nachfragen, sie wollte nicht mehr wissen. Schließlich musste ihre Schicksalsgefährtin auch nicht wissen, dass Mister Goldstein bei einem Polizeieinsatz erschossen worden war.

Das Gespräch stockte eine Weile.

»Dann bringen also auch Sie die sterblichen Überreste Ihres Mannes back to the States?«, fragte die Witwe schließlich.

»Nein. Ich habe ihn in Berlin beerdigen lassen. Da kommt seine Familie her. Auf dem Friedhof Weißensee.«

Die Witwe Morgan schaute neugierig, sagte aber nichts. Sie klappte ihr Zigarettenetui auf und hielt es Marion unter die Nase. *Marlboro*, eine amerikanische Damenzigarette.

»Thank you, Misses Morgan.«

Marion griff zu. Sie warf das Zippo an, gab erst der Witwe Feuer und dann sich selbst. Einer der Herren am Nebentisch hüstelte demonstrativ, und Marion ließ das Feuerzeug geräuschvoll zuschnappen.

»Ick habe Walters Urne in my cabin«, sagte die Frau aus Chicago. »I don't trust these Germans.«

Marion nickte. Auch sie hatte Abes Heroin in ihrem Handkoffer versteckt, und der stand in der Kabine unter ihrem Bett. Kein Gepäckträger hatte ihn anrühren dürfen. Sie wusste, dass man mit diesem Zeug in New York City gutes Geld verdienen konnte, und ob Abe ihr in den Staaten irgendetwas hinterlassen hatte, wusste sie nicht. Weil sie nicht wusste, was von seinem Besitz überhaupt legal und offiziell war. Ein Haus in Long Beach hatte er ihr versprochen, doch noch lebten sie in Williamsburg. Und wenn sie Pech hatte, würde ihr nicht einmal das bleiben, dann würde sie in den Staaten wieder bei null anfangen müssen. Dennoch: Alles besser als in Berlin zu leben. Ihre Heimatstadt war ihr seltsam fremd geworden, obwohl doch nur ein paar Jahre vergangen waren, seit sie ihr den Rücken gekehrt hatte. An Berlin hatte ihr immer das

Amerikanische gefallen, die Unberechenbarkeit, der Duft von Freiheit, das Gefühl, alles sei möglich, doch davon war nichts mehr geblieben. Trotz der überbreiten Prachtstraßen erschien ihr die Stadt immer enger und armseliger.

»Sie reisen in Begleitung«, bemerkte Misses Morgan beiläufig. War doch neugieriger als sie tat.

»Nicht direkt. Doktor Ferber ist ein Bekannter meines verstorbenen Mannes. Abraham wollte ihm helfen, in den Staaten neu anzufangen. Nun muss ich mich wohl darum kümmern.«

»Oh, a doctor! Die werden immer gebraucht. Am besten, Sie fragen in die hospitals.«

»Doktor Ferber ist kein Mediziner, er ist Chemiker.«

»Oh!«

Die Witwe Morgan schaute, als sei sie gerade in einen Fettnapf getreten. Als sei es außerhalb ihrer Vorstellung, dass ein Doktor der Chemie überhaupt etwas Sinnvolles leisten könne.

»Bayer-Werke«, erklärte Marion und zählte die bekanntesten Marken auf: »Aspirin, Heroin, Lycetol, Prontosil ...«

»Ah!« Die Amerikanerin nickte wissend.

»Und Ihr Begleiter?«, fragte Marion.

»Mister Fitzgerald? Oh, Sie glauben doch nicht etwa?« Sie winkte ab. »No, no! He was Walter's secretary, now he's mine.«

»Aha!«

Jetzt war es an Marion, wissend zu nicken.

»Was soll ick macken, die Geschäft geht weiter!« Olympia Morgan zuckte die Achseln. »So traurig es ist mit Walters Tod, but you know: business is bigger than all of us!«

»Da haben Sie recht«, meinte Marion Goldstein, »da haben Sie verdammt recht.«

Sie begann sich für die Witwe, die ebenso wie sie selbst keinen Deut darum gab, was andere Leute über sie dachten, zu interessieren.

»Sagen Sie doch«, fuhr sie also fort und schaute Olympia Morgan freundlich an, »von welchen Geschäften reden wir denn da?«

Buch Eins

Freitag, 23. April, bis Freitag, 7. Mai 1937

*There's a feeling I get when I look to the west, and my spirit is
crying for leaving.*

Led Zeppelin, Stairway to Heaven

1

Die Fenster waren sämtlichst geschlossen, dennoch drang das Scheppern und Schnaufen der Züge, die den Bahnhof Alexanderplatz verließen, zu ihnen in den Verhandlungssaal. Auf der anderen Seite der Stadtbahntrasse glänzten die vom letzten Regenschauer durchnässten Backsteine des Polizeipräsidiums in der schüchternen Aprilsonne. Charly konnte immer noch genau sagen, hinter welcher Fensterreihe die Büros der Mordinspektion lagen, obwohl es Jahre her war, dass sie dort gearbeitet hatte. Das regelmäßige Rattern der Eisenbahn, das ihren Arbeitstag begleitete, hatte damals etwas Beruhigendes gehabt, heute jedoch verstärkte es ihre nervöse Gereiztheit.

Sie hörte dem Mann im Zeugenstand zu und konnte ihre Ungeduld kaum im Zaum halten. Doktor Wolfgang Gerloff, SS-Mitglied und Amtsarzt der Staatspolizei, betete genau das herunter, was er Heiligabend des Jahres 1936 bereits schriftlich niedergelegt hatte, und das Familiengericht ließ ihn gewähren. Genausogut hätte der Vorsitzende das psychiatrische Gutachten verlesen lassen können. Dabei ging es in dieser Verhandlung um die Stichhaltigkeit genau dieses Gutachtens, aber statt dem Amtsarzt auf den Zahn zu fühlen und dessen Befund zu

hinterfragen, bestätigte der Richter lediglich das gerade Gehörte. Stünde nicht so viel auf dem Spiel, Charly wäre eingeschlafen. So aber heizte die Schlafmützigkeit der Zeugenbefragung ihre Ungeduld nur an. Sie ertappte sich dabei, wie sie mit ihrem Stuhl zu wippen begann. Theo Contzen hingegen, der Rechtsanwalt neben ihr, wirkte so interessiert wie ein Atheist bei der Sonntagspredigt in der Kirche.

»Die staatspolizeilich veranlasste Einweisung des Thormann, Friedrich, in die geschlossene Abteilung der Wittenauer Heilstätten am vierundzwanzigsten Dezember sechsenddreißig«, wiederholte der Richter tausendfach bereits Durchgekautes, »folgte also letztlich nur dem von Ihnen, Doktor Gerloff, diagnostizierten amtsärztlichen Befund vom selben Tage, der dem Thormann schizoide paranoide Wahnvorstellungen attestiert?«

Der Arzt im Zeugenstand nickte.

»Richtig, Herr Vorsitzender. Wie ich bereits ausführte, äußerten sich die schizoiden paranoiden Wahnvorstellungen des Patienten in den wiederholten haltlosen Beschuldigungen zu Lasten eines ehemaligen SS-Angehörigen, dieser habe im August sechsenddreißig einen Mord im olympischen Dorf begangen. Dabei handelt es sich um einen Suizid, dessen Zeuge der Thormann geworden ist. Dabei ist nicht auszuschließen, dass genau dieses traumatische Ereignis den bereits schlummernden Wahn in dem Patienten ausgelöst hat.«

»Bereits schlummernd?«, fragte der Richter. »Wie ist das zu verstehen, Doktor Gerloff?«

»Nun, Herr Vorsitzender, natürlich muss eine Person, damit solch ein Wahn ausgelöst werden kann, eine gewisse Disposition mitbringen. Aufgrund der ungeklärten Vaterschaft des Thormann ist ein Defekt aus minderwertiger rassischer Vererbung daher höchst wahrscheinlich.« Der Amtsarzt machte eine Kunstpause, um seine Worte wirken zu lassen. »Allein schon deswegen, um eine Verschmutzung der Volksgemeinschaft durch solche Subjekte zu verhindern, war eine dauerhafte Unterbringung des Thormann in der geschlossenen Psychiatrie unabdingbar. Dies habe ich in meiner Expertise daher auch in aller Deutlichkeit zum Ausdruck gebracht.«

Das stimmte. Es war sogar beinahe wortwörtlich die Formulierung, die Doktor Gerloff in seinem Gutachten gewählt hatte, mit dem einzigen Unterschied, dass er dort das Präsens benutzt hatte und nicht das Präteritum. *Ist eine dauerhafte Unterbringung des Thormann in der geschlossenen Psychiatrie unabdingbar.* Mit derselben Begründung, denselben Worten. *Minderwertig. Verschmutzung.* Es hörte sich an, als rede man über Ungeziefer. Kaum zu glauben, dass es hier um einen sechzehnjährigen Jungen ging.

»Vielen Dank für Ihre deutlichen Ausführungen, Doktor Gerloff, das Gericht hat keine weiteren Fragen.«

Der Amtsarzt knöpfte sich das Jackett zu und machte Anstalten, aus dem Zeugenstand zu treten.

Charly stand auf. »Moment bitte«, sagte sie. »Wir hätten noch ein paar Fragen an den Zeugen.«

Doktor Gerloff fror mitten in der Bewegung ein und schaute sie überrascht an.

Ebenso der Richter. »Gnädige Frau«, begann er, »wäre es nicht eigentlich Sache des Rechtsanwaltes, den Zeugen zu befragen ...«

»Herr Vorsitzender, Doktor Contzen und ich vertreten die Interessen von Friedrich Thormann gemeinsam. Ich darf Sie daran erinnern, dass ich Jura studiert habe.«

»Nun ja, aber ...«

»Und wenn die Regierung mir nicht das zweite Staatsexamen verweigert hätte«, fuhr Charly fort, »dann *wäre* ich heute ebenso Rechtsanwalt wie Doktor Contzen.«

Der Richter schaute in seine Akten. »Nach meinen Informationen«, sagte er dann, »haben Sie zwei Jahre und zehn Monate als Rechtsanwalts*gehilfe* gearbeitet. Das ist dann doch etwas anderes als ein Rechtsanwalt.«

Mit so etwas hatte Charly gerechnet. Deswegen saß Theodor Contzen neben ihr, ein ehemaliger Kommilitone, der es in seinem Beruf nicht allzuweit gebracht hatte und froh war über jede Mark, die er sich dazuverdienen konnte. Mehr als ein Strohmännchen war Theo nicht, und mehr benötigte Charly auch nicht.

Eigentlich hatte sie Guido Scherer mit dem Fall betrauen wollen, doch der hatte abgewinkt. Keine Zeit. So hatte er ihr mit einem bedauernden Achselzucken zu verstehen gegeben.

Keine Zeit. Charly hatte gewusst, dass das gelogen war. Kein Mut, das wäre ehrlicher gewesen. Guidos Kanzlei lief seit einiger Zeit so gut, dass er seinen einstigen Vorsatz, den Benachteiligten und Mittellosen zu helfen, längst vergessen hatte. Ein paar Fälle in Not geratener armer Schlucker übernahm die Kanzlei *Scherer & Blum* immer noch, vorausgesetzt allerdings, bei den armen Schluckern handelte es sich um solche, die weltanschaulich ohne jeden Zweifel die Sache des Nationalsozialismus unterstützten und vollwertige Mitglieder der vielbeschworenen Volksgemeinschaft waren. Wenn der Fall überdies noch positive Schlagzeilen versprach, dann waren die Herren Blum und Scherer dabei, andernfalls nicht. In der Sache Thormann war nichts zu verdienen, weder Ruhm noch Geld. Man konnte sich höchstens die Finger verbrennen.

Aber das war Charly egal. Es ging hier nicht darum, ob man sich die Finger verbrannte, es ging um den Jungen, einzig und allein um den Jungen. Seit fast vier Monaten saß Fritze nun in der Heilanstalt, und es war nur einem Zufall zu verdanken, dass sie überhaupt davon erfahren hatte. Hätte der Junge sein Pensionszimmer in Breslau im Voraus bezahlt, hätte es sich bei der Pensionswirtin nicht um eine Jüdin gehandelt, würde Charly immer noch in Prag sitzen und denken, Fritze gehe es

gut, er habe sich eben nur dafür entschieden, in Deutschland zu bleiben, statt ihr ins Ausland zu folgen.

Doch das hatte er nicht, das hatten andere getan. Die Geheime Staatspolizei hatte Friedrich Thormann in die geschlossene Abteilung der Wittenauer Heilstätten einweisen lassen, aufgrund eines fadenscheinigen psychiatrischen Gutachtens, das ein Amtsarzt der Gestapo verfasst hatte, ebenjener Doktor Gerloff, der schon beim Betreten des Gerichts den im Gang wartenden Staatspolizeibeamten vertraulich zugewinkt hatte. Einen der Beamten kannte Charly noch aus der Burg. Michael Steinke hatte seinerzeit, im selben Kommissaranwärterjahrgang wie sie, bei der Kriminalpolizei gearbeitet, einer der unbegabtesten Kriminalisten, denen sie jemals über den Weg gelaufen war.

Sie fragte sich, ob Steinke sich auch an sie erinnerte. Wenn dem so sein sollte, hatte der Mann nichts dergleichen erkennen lassen. Oberkommissar Steinke, auf dessen Anordnung Fritzes Einweisung erfolgt war, hatte bereits als Zeuge ausgesagt. Das psychiatrische Gutachten sei eindeutig und habe ihm keine andere Wahl gelassen. Charly und Theo hatten ihn reden lassen, ohne sich einzumischen, den Gefallen konnten sie dem Amtsarzt nicht tun.

Theo stand auf. »Ich darf darauf hinweisen, Hohes Gericht, dass Frau Rath hier nicht die Rolle einer Rechtsanwaltsgehilfin übernommen hat. Sie vertritt die Rechte von Herrn Thormann ebenso wie ich und genießt mein volles Vertrauen. Ich darf Sie